

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 9

Artikel: Das Wallis in Kunst und Literatur : aus einem Vortrag
Autor: Zermatten, Maurice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Wallis in Kunst und Literatur

Aus einem Vortrag

von Maurice Zermatten

Wenn wir die Autoren des Altertums nicht erwähnen, zum Beispiel jenen römischen Schreiber, der sich etliche Jahrhunderte vor J. Ch. mit den Alpentälern der Rhone beschäftigte, wenn wir Caesar selbst und seine Zeitgenossen nicht berücksichtigen, so müssen wir an die zehn Jahrhunderte vorbeiziehen lassen, bis wir Spuren des Wallis in der Literatur entdecken.

Man sollte jedoch daraus nicht den Schluss ableiten, das Wallis sei so lange abseits von der Welt geblieben, gleich einem Bauern, der die Stadt erst an der Schwelle der fünfziger Jahre betritt. Es wurde von berühmten Reisenden durchquert, von Päpsten, Bischöfen, worunter auch jener unglückselige Sankt Robert war, der mit seinem ganzen Gefolge in Bourg-Saint-Pierre ermordet wurde, natürlich nicht von Eingebornen, sondern von Sarazenen. Von jeher benützten Kaufleute und Krieger den hochgelegenen Pass des St. Bernhard und nicht ohne Mitgefühl denkt man an jenen finstern Pilger, Heinrich IV., der sich mitten im Winter, samt der Kaiserin und ihrem Gefolge, ins Schloss von Canossa begab. Der Mönch Lambert hat uns einen Bericht jener grausamen Begebenheit hinterlassen, der uns zu fesseln vermag, da er irgendwie an die naive Beschreibung des Tacitus von Hannibals Alpenübergang erinnert. Zwar werden hier die Felsen nicht in Essig aufgelöst, wohl aber die Hofdamen in noch warme Häute frisch geschlachteter Ochsen gewickelt, worauf die Führer sie in dieser Ausrüstung über die gefrorenen Abhänge hinuntergleiten lassen.

Abgesehen davon, dass dieser Text uns eine wenig bekannte Episode eines berühmten Ereignisses vor Augen führt, fesselt er uns dadurch, dass er uns die Vorstellung der Alten von den Bergen offenbart. Ihnen waren die Berge ein Ort der Finsternis, wo sich die unwahrscheinlichsten Dinge ereignen konnten, ohne dass jemand Anstoss an solchen Berichten genommen hätte. Alles war fantastisch in diesem Reich der Schatten, des Eises und des ewigen Schnees.

Das ist ungefähr alles, was das Mittelalter uns geboten hat. Während drei Jahrhunderten herrscht wieder Stille. Und doch wird der Boden des Wallis mehr und mehr aufgesucht. In der Mitte des XIII. Jahrhunderts begünstigt die Eröffnung der Simplonstrasse den Verkehr der Reisenden.

Man sagt, Gegensätze ziehen einander an. Einerseits haben wir ein Land, das völlig aufgeht in den bescheidenen Verrichtungen des Bodenbaus, das nichts weiss von der Welt und dessen einziger Zusammenhang mit der Aussenwelt in seinen Streitigkeiten mit den Bernern im Norden und mit den Franzosen in der Po-Ebene im Süden besteht — anderseits sehen wir ein Gewimmel von Professoren, Geographen, Gelehrten aller Kaliber, die sich mit der Gier des Eroberers auf diesen unberührten Boden stürzen. Denn nun befinden wir uns in der Blüte der Renaissance. Alle Gelehrten dürsten nach neuer Erkenntnis. Sie kommen zu Fuss, im Wagen, auf Mauleseln, bewegen sich von einem Ort zum andern, pflücken Heilkräuter, beklopfen Steine mit ihren Stöcklein, stillen ihren Wissensdurst bei Menschen und in Büchern. Doktoren mit eckigen Hüten, Pastoren mit fliegenden Rocksössen, die Bibel unter dem Arm schleppend, Geistliche mit geschürzten Sutanen, alle sind sie Brüder durch dieselbe Wissbegierde, durch dieselbe Entdeckerglut, durch die Geduld ihrer Nachforschungen, durch die Feierlichkeit ihrer Haltung.

Nichts vermag sie abzuschrecken. Da die Türen zwischen den verschiedenen Disziplinen nicht geschlossen sind, vermengen sie die Geschichte mit der Botanik, die Geologie mit Betrachtungen über den Kretinismus, fassen lange geographische Abhandlungen in Verse und treten endlich den Rückweg an mit einem eindrucksvollen Manuskript, dessen überfüllte Blätter die Ohren aus allen Ritzen ihrer Taschen hervorstrecken.

Wir nennen Loriti, bekannter unter dem Namen Glareanus, einen Freund des Erasmus, Professor in Basel, später Gründer der Schule in Freiburg im Breisgau, Simler, Plantin und zehn bis zwanzig andere mehr, die auf Beute gehen auf den unbetretenen Pfaden eines unbekannten Landes, aus dem sie je nachdem Honig oder Wachs nach Hause bringen. Alle ihre Werke sind lateinisch geschrieben. Sie bezeugen übrigens keinerlei Kunstbemühung und wir könnten sie füglich in ihrem Staube ruhen lassen. Jedoch, wenn sie auch kein literarisches Interesse auf-

weisen, so verhält es sich doch anders vom historischen Gesichtspunkt aus. Die Historiker würden es uns nicht verzeihen, wollten wir diese frühesten Zeugnisse gering schätzen.

Der gute Pastor Josias Simler, Professor in Zürich, ein grosser Wissbegieriger vor dem Herrn, der Wissenschaft und der Geschichte aufs Tiefste ergeben, widmete dem Land der Bischöfe von Sitten ein grosszügiges, ernstes, gut fundiertes und von Respekt diktiertes Buch, das bald die Quelle aller an Kopiersucht leidenden Reisenden wurde. Seine Beschreibung des Wallis (1574) ist eine bemerkenswerte Synthese aller Erkenntnis, die man bis dahin über das Land besass und vieles darin war selbst den Wallisern neu.

Es ist geradezu ein Schicksal des Wallis, dass es die Offenbarung seiner selbst von Fremden bezieht. Wenn wir genauer darüber nachdenken, erscheint uns diese Tatsache nicht besonders erstaunlich. Als ein armes Land, war es des Segens einer grossen akademischen Kultur beraubt, als ein abseitiges und in zu viele Stücke verteiltes Land, vermochte es keinen fördernden Kontakt zu nehmen und musste sich damit begnügen, Europa seine Soldaten, den Reisenden seine Führer und der Kirche seinen grossen Kardinal zu liefern. Die besten seiner Söhne, die klügsten und wagemutigsten, benötigten das Exil, um ihr volles Mass hergeben zu können, man denke nur an die beiden Platter. Diejenigen aber, welche zurückblieben und dennoch die Liebe zu ungewöhnlichen Dingen empfanden, mussten sich abkämpfen in einer Einsamkeit, an der sie zuletzt erstickten.

Bis dahin hat das Wallis die Gelehrten nicht durch seine Grösse und Schönheit beeindruckt, sondern als das Land der Entdeckungen. Es ist das Verdienst der frühesten Alpinisten des XVIII. Jahrhunderts, die Schönheit seiner Berge zu besingen und sich für seine Formen und Linien zu begeistern. Die Namen eines Haller, de Saussure, Bourrit sind in der Erinnerung aller. Weniger bekannt ist Johann Jacob Scheuchzer (1672—1733). Auch er war ein Zürcher, Arzt und Professor der Naturwissenschaften. Zehn Jahre seines Lebens widmete er seinen Reisen durch die Schweiz und sammelte Notizen und Beobachtungen aller Art. Durch ihn kommt eine neue Legende auf, die Legende des fruchtbaren und reichen Wallis, die vom grossen Haller aufgenommen wird: „Terra beata omni frugum genere“. Hier

beginnt die grosse romantische Strömung, voll Sympathie und oberflächlicher Begeisterung. Bourrit gründet auf der Vorstellung eines fruchtbaren Wallis den Begriff des „schlichten und guten“ Wallisers. Man verstehe: schlicht in seinen Sitten und einfältig zugleich, ohne komplizierte Psychologie, ohne Leidenschaft, ohne Gier und ohne Hass. Uebrigens stehen die meisten Schriftsteller heute noch auf diesem Standpunkt. Zugegeben, dass es bei uns wie anderswo schlichte und gute Menschen gibt. Zugegeben auch, dass sich die meisten unsrer Bauern nicht mit Metaphysik befassen und ihnen die Wirklichkeit des Alltags genügt, die sie von Zeit zu Zeit vergeistigen, indem sie sie dem Himmel weihen. Aber ich kann ein Lächeln nicht unterdrücken, soll ich mir diese Seelen mit ihren geheimen Verstecken vorstellen, wie die Jesuiten des XVIII. Jahrhunderts den „Guten Chinesen“ sahen, oder die Romantiker ein Jahrhundert später den „Guten Wilden“. Der „Gute und Schlichte Walliser“ ist eine rein literarische Erfindung. Immerhin soll man dem Kaiser geben, was des Kaisers ist: der grosse Prophet des Wallis, derjenige, der es in die Mode brachte, es allen leidenschaftlichen Herzen als heilenden Balsam verschrieb, allen Unglücklichen als Zufluchtsstätte, allen Kranken als Genesung verhies — war Jean Jacques.

Seinen Vorgängern im Lob des Wallis fehlte das allmächtige Prestige der Kunst. Als Gelehrte sprachen sie vor allem zu ihresgleichen. Rousseau hingegen hat den berühmten Brief Saint-Preux's für das grosse Publikum bestimmt, das auch nicht verfehlte, ihn zu beherzigen.

Rousseau durchquerte das Wallis ein erstes Mal im Jahre 1744 auf der Rückreise von Venedig. Obschon es das einzige Mal ist, da er uns ausdrücklich von einer solchen Reise spricht, lässt alles darauf schliessen, dass er später noch das Wallis besuchte. Dieses Land hat ihn jedenfalls so lebhaft beeindruckt, dass er den Vorsatz fasste, seine Geschichte zu schreiben. Der Vorsatz wurde zwar wieder fallen gelassen, aber den Walliser Boden vergass er nicht. Von seiner stillen Schönheit erfleht Saint-Preux die Linderung seiner Schmerzen. — Ein Land mit guten Menschen, friedlich inmitten der schärfsten Gegensätze der Natur, dies ist die dominierende Note der Seiten der Nouvelle Héloïse. Einfachheit der Sitten, Zauber der Landschaft,

sie sind es, die Jean-Jacques beeindrucken und festhalten, die dem Geliebten der Julie Heilung bringen, sie sind „der wahre Grund für die Aenderung seiner Stimmung, für die Rückkehr dieses inneren Friedens, den er vor so langer Zeit verloren hatte.“ Wie es immer um die Wahrheit dieser Schilderung bestellt sein mag, so ist sie ohne Zweifel herrlich. Die breiten romantischen Kadenzen harmonieren mit der Grösse der Landschaft, das Gemurmel der Worte begleitet die Stimme der Bergbäche und das zarte Antönen der Farben vergegenwärtigt uns das vielfältige Spiel des Lichts und den immerwährenden Wechsel der Perspektiven. Natürlich ist es auch der Philosoph, der dem Künstler den Ton angibt: er verfehlt nicht, das Glück, das diese begünstigten Wesen geniessen, dem Mangel an Geld zuzuschreiben. Hierauf lobt er die Gastfreundschaft der Walliser: „Was mir am angenehmsten auffiel an ihrer Gastfreundschaft, war das Fehlen jeglicher Spur einer Hemmung, sowohl auf ihrer, wie auf meiner Seite: sie lebten in ihren Häusern, als ob ich nicht da gewesen wäre und es hing nur an mir, mich so zu fühlen, als wäre ich allein. Sie kannten die unbequeme Eitelkeit nicht, die dem Fremden die Ehre des Hauses antut, als wollte man ihn dadurch auf die Gegenwart eines Hausherrn besonders aufmerksam machen, von dem er wenigstens hiedurch abhängig sein sollte. Das einzige, was mich verhinderte, meine Freiheit zu geniessen, war die übertrieben lange Dauer der Mahlzeit: wohl war ich frei, mich nicht zu Tische zu begeben; aber hatte ich mich einmal niedergelassen, so musste ich einen Teil des Tages dort verharren und eben so lange dem Wein zusprechen. Kann man sich denn vorstellen, dass ein Mann, dazu noch ein Schweizer, nicht gerne trinkt? Ich gebe in der Tat zu, dass ein guter Wein mir eine vortreffliche Sache zu sein scheint, dass ich durchaus nicht verschmähe, mich daran zu erheitern, vorausgesetzt, dass man mich nicht dazu zwingt. Stets habe ich bemerkt, wie es die falschen Gemüter sind, die den Wein verschmähen und grosse Zurückhaltung bei Tische kündigt mir öfters heuchlerische Sitten und zweideutige Seelen an. Ein aufrichtiger Mann fürchtet dieses von der Leber weg plaudern, diese zärtlichen Ergüsse, die der Trunkenheit vorangehen, weniger; freilich sollte man aufhören können und ein Uebermass vermeiden. Dies ist es eben, was mir unmöglich war mit so entschlossenen Trinkern, wie es

die Walliser sind, bei so starken Weinen, wie diejenigen ihres Landes und an Tischen, auf denen niemals Wasser gesehen ward. Warum sich vornehmen, in blöder Weise den Vernünftigen zu spielen und so brave Leute zu ärgern? Ich betrank mich demnach aus Dankbarkeit; und da ich die Zeche nicht mit meiner Börse begleichen konnte, beglich ich sie mit meiner Vernunft."

Rousseau gab den Antrieb zu einer wahren Besessenheit. Er hatte über das Wallis zu den Leuten von Welt gesprochen, in der Sprache seiner Zeitgenossen, in der Sprache der Sentimentalität. Jeder wollte die Gefilde sehen, wo Saint-Preux's Schmerzen sich ergossen hatten. Hiemit beginnt die Epoche der romantischen Wallfahrten.

Wie vermöchte ich sie alle zu schildern, jene grossen Sentimentalen, die ihren Weltschmerz durch unsre Ruinen promenierten? Sie kamen eines schönen Tages über den Col de Balme der Fahrstrasse entlang, lehnten sich einen Augenblick an die Mauer einer beliebigen Herberge, liessen ihre rechte Hand zwischen die Knöpfe des Ueberrocks gleiten und versanken in den Anblick der Berge. Es ist Chateaubriand, der in Bex Madame de Custines beweint und vier oder fünf Mal den Simplon überquert, Senancourt, der in Saint-Maurice ganze Bibliotheken verschlingt, die Besteigung der Cime de l'Est unternimmt oder sich in den Fluten der Dranse wälzt oberhalb Bourg-Saint-Pierre; es ist Charles Nodier, dessen entzückendes Töchterchen, die künftige Muse des berühmten „Sonnet d'Arvers", beinahe einem Verkehrsunglück oberhalb Brig zum Opfer gefallen wäre; es ist Musset auf der Rückkehr von seinem traurigen venezianischen Aufenthalte; es ist Georges Sand in weisser Hose, mit dicker Zigarre im Mund, auf den Rücken eines Maultiers gehisst, weiter hinten der Genfer Major Adolphe Pictet, gefolgt vom grossen Franz Liszt mit der Duchesse d'Agoult; endlich ist es auch Michelet, der schon gegen die Verwüstung des Landschaftsbildes protestiert und Guy de Maupassant und Alexandre Dumas, lauter grosse Namen und ebensoviele Seiten, die man zitieren müsste, ebensoviele Abenteuer, die der Vergessenheit entrissen werden sollten. Alle diese Menschen drückten sich in den höchsten Tönen über das Wallis aus. Die Seiten des Schöpfers von „Obermann" sind unter andern von den schönsten, die über die Berge geschrieben worden sind.

Aber einen grösseren haben wir noch nicht erwähnt, es ist Goethe: auf seiner zweiten Schweizerreise kam er ins Rhonetal. Er hatte die Schweiz bei Basel betreten, war dem Jura entlang gefahren, hatte die Dôle bestiegen und war nach Genf gelangt. Die Alpen waren Mode, besonders diejenigen von Chamonix, da auch de Saussure und Bourrit ihr Lob um die Wette gesungen. Goethe und sein Reisegefährte, der Herzog von Weimar, besuchten de Saussure und begaben sich dann ins Wallis über Chamonix und den Col de Balme nach Saint-Maurice. Auf dem Weg nach Sitten schilderte Goethe das Rhonetal in einem Brief an Frau von Stein.

Auf den Strom der Romantiker folgte der Strom der Alpinisten. Das Matterhorn war seit drei Jahren besiegt, als Théophile Gautier seinen Aufenthalt nahm in Zermatt. Dieser geniale Journalist hat das Geheimnis des Alpinismus wunderbar erraten. Von Zermatt schrieb er an einen Freund: „Was immer die Vernunft mir dagegen einwenden mag, dieser Kampf des Menschen mit dem Berg ist ideal und voll Poesie. Die Menge, die den Instinkt der Grösse besitzt, umgibt diese tollkühnen Männer mit Respekt und feiert sie stets nach ihrem Herabstieg. Sie verkörpern den Willen, der sich aufbäumt gegen das blinde Hindernis und pflanzen die Fahne der menschlichen Klugheit auf das Unerreichbare.“...

Bis hierher vermochte ich auch nicht ein Werk anzuführen, das zugleich von einem Walliser, einem Künstler und im besten Sinne volkstümlich gewesen wäre. Gelehrte Abhandlungen, Reiseberichte, burleske oder empfindsame Betrachtungen, aufmerksame Schilderungen oder breite Skizzen, mit rascher Hand entworfen, aber nichts, das von innen heraus gesehen, das zugleich vertraut und literarisch, wahr und gerecht, streng und nachdenklich angemutet hätte. Freilich gebe ich zu, es wäre den Wallisern selbst zugekommen, dies zu schaffen. Dabei handelt es sich nicht um einen Vorwurf, sondern um eine schmerzliche Feststellung. Uebrigens wurde es von Wallisern versucht, aber ohne grossen Erfolg. Einige Gründe für dieses Misslingen haben wir bereits angeführt. Juste Olivier spricht es noch deutlicher aus: „Ein Volk von Bauern und Hirten, die grosse natürliche Schätze besitzen, aber keine Industrie; arm und sorglos, leichtsinnig wie Meridionale, katholisch, tausend Feste feiernd;

Republikaner von Natur aus, die sich wenig um die Fremden kümmern; eine energische Rasse, zum Kampfe geschaffen; ein Land, das von allen Eroberern und von allen Nachbarn begehrt wurde und dessen Strassen von ganz Europa begangen worden sind; trotzdem blieb es immer abseits und immer sich selbst."...

Man wird deshalb begreifen mit welcher Erleichterung wir an Ramuz denken. Durch ihn ist das Wallis in die grosse Literatur eingegangen. Nicht auf Zehenspitzen, nicht nur dank seiner Kreutins und Kröpfe, nicht nur, weil es einige ausserordentlich hohe Gipfel besitzt oder schöne Erinnerungen birgt, sondern mit seiner ganzen Seele, seinem vollen Herzen und seinem Antlitz aus allen Tagen des Jahres, in schlichtestem Gewand, ohne jegliche Sucht zu gefallen oder sich anders zu zeigen, als es ist. Bereits „Jean-Luc persécuté“ hat uns die Heftigkeit und Grösse, vereint mit der Schicksalsergebenheit so vieler Walliser Seelen aufgezeigt. Dieser wortkarge Mann aus dem Tal von Anniviers, der so hartnäckig in seine Frau verliebt ist und in Verbrechen und Wahnsinn scheitert, vermochte gewiss jene nicht zu entzücken, die darauf beharrten, uns als gutartige Einfaltspinsel zu betrachten, ständig auf den Knien vor den Kapellen der Kalvarienberge und bestehend aus lauter derber Rührseligkeit. Aber wie vermochte er uns zu befriedigen, die wir die Leidenschaft kennen, welche auf dem Grunde jener stillen Herzen schlummert und im Einklang ist mit den Ausschlägen eines heftig wechselnden Klimas, eine Leidenschaft, bemessen auf dieses Land, wo der Kampf das Alltägliche bedeutet. Dann gab uns Ramuz „Farinet“, das Lied der Freiheit im gewaltigen Rahmen der Berge, und die „Séparation des races“, ein wuchtiges Dorf-Epos. Alle diese Bücher gründen sich auf eine wunderbare Dokumentierung, die im „Village dans la Montagne“ enthalten ist, dessen Treue und Einfühlung ein Kind unsrer Berge niemals genug zu preisen vermöchte. Ramuz hat jenseits aller oberflächlichen Schilderei den Pfad der Wahrheitstreue vorgezeichnet. Es tut nichts zur Sache, dass seine Walliser mit etwas schematischer Psychologie erfasst sind. Diese Stilisierung, welche den einzelnen Charakter ins Mythologische steigert, ist eine Notwendigkeit seiner Kunst. Dies muss betont werden: seine Menschen sind wahr, entblösst von allem verkleinernden Beiwerk, das in andern Büchern so viel Raum einnimmt; seine Menschen sind von einer Wahrheit, die

das

sinc 546

th

über die Geste und das Wort des Augenblicks, über die Einzelheit der Kleidung hinausgeht, authentisch in allem, was die Rasse an Allgemeinem und Ewigem besitzt. Hierin ist Ramuz der Bruder des Malers Vallet, dieses kräftigen und sicheren Künstlers, dessen Werk noch nicht genügend bekannt ist.

Ich möchte diese kleine Uebersicht beschliessen, indem ich der reinen Züge Rilkes gedenke, der in seinem Turm von Muzot, gegenüber dem Val d'Anniviers, die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Mehr Europäer als Deutscher, suchte Rilke sein ganzes Wanderleben lang eine stille Zufluchtsstätte im Herzen unsres Kontinents. Er musste in einem Land leben, wo die Stimme der grossen Toten vernehmlich war, zugleich jedoch sollten die wichtigen internationalen Verkehrslinien für ihn erreichbar sein, die ihn jeden Augenblick anderswohin führen konnten. Als er Muzot kennen lernte, jenen alten unbewohnten Turm aus dem XIII. Jahrhundert, der noch die lebendig vibrierende Erinnerung an Isabelle de Chevron in seinen Mauern barg, begriff er, dass sein Schicksal sich erfüllte. Dank der Freundschaft eines Winterthurer Mäzens, konnte er sich niederlassen in dieser Einsamkeit, die noch melancholisch vertieft wurde durch das Gemurmel naher Gewässer. Fünf Jahre lebte er dort, vollendete die „Duineser Elegien“, dichtete seine entzückenden „Quatrains valaisans“, die ein vollkommener Beweis der Dankbarkeit sind für das friedliche Asyl, das ihm zu Teil geworden. Und etwas oberhalb Siders, dem Lauf der Rhone entlang, auf dem Felsen von Rarogne, schläft er, im zarten Schatten der Rosen, die über den alten Steinen seines Grabes blühen.

Wenn ich zum Schluss meine Gedanken zusammenfasse, so will mir scheinen, es bestehe ein Missverständnis zwischen den Freunden des Wallis und dem Wallis selbst, wenigstens ein Unverständnis gewisser Wallis-Freunde für ein gewisses Wallis. Die meisten dieser Wallis-Freunde scheinen mir die wirkliche Grösse des Landes nicht zu kennen, da es seinen tiefen Reichtum mit der Schamhaftigkeit einer Bäuerin verhüllt. So geschieht es, dass nur der äussere Aspekt dem Wanderer ins Auge fällt, jenes Malerische, das den Ruf unserer Fremdenkurorte ausmacht, auf Kosten einer um vieles anziehenderen Seele, die ihre Offenbarung jedoch bei einer ersten Berührung verweigert.

Verantwortlich für dieses Missverstehen — es muss eingestanden sein — sind vor allem die Schriftsteller und die Maler, die Mehrzahl aller jener Künstler, die in den Walliser Tälern herumwimmelten. Wenn es auch wahr ist, dass sie den touristischen Ruf des Wallis begründet haben, so ist es doch nicht weniger wahr, dass sie ein konventionelles Land mit Lob bedachten, da sie ein allzu ideales und folglich verkleinertes Bild davon entwarfen. Sie haben sich nur um die „hübsche“ Seite dieses Landes gekümmert, das doch gewaltig ist. Sie haben sich den Dörfern aus Holz gewidmet und überreiche Ernte daraus gezogen. Kaum eine der Hütten auf steinernen Pilzen, an steilem Hügelrand, entging ihrem unsterblichen Pinsel; jede der in Berberitzen halb versteckten Betkapellen trug ihr schneeweisses Leuchten in alle Ferne. Die ganze Schweiz, Deutschland, England und beide Amerika verliebten sich in die berühmten „mazots“, in die schwer beladenen Maulesel, in die Bäuerin, die unter ihr Heubündel gebückt einhergeht. Bis nach Argentinien verkaufte man jene Greisenköpfe mit flutendem Bart, die aus Lärchenholz geschnitzt zu sein scheinen, jenes Matterhorn in Rosa, bei Gewitter oder in idyllischer Stimmung. Eine weitere Schablone betraf die Kostüme: rotes Foulard auf braunem Tuch, Hüte mit bunten Bändern, flache Schuhe, weisse Strümpfe, Kleider mit scharfen Falten: nichts entging diesen wohlmeinenden Leuten, die jeden Tag neuen Anlass zur Bewunderung fanden.

Ich will gerne zugeben, dass das Wallis reichen Stoff für das Malerische bietet. Aber ich fürchte, viele bleiben allzu sehr nur an der Oberfläche haften. Wenn ich das Licht auf Häusern, altem Gemäuer und Weinbergen aufmerksam betrachte, packt mich eine Art Verzweiflung. Sieht man denn nicht, wie all das leicht Hingeworfene nur einen Schein wiedergibt und wie durch allzu flottes Malen ein jegliches Ding nur gefälscht wurde?

Auch die Schriftsteller haben dieses oberflächlich Malerische ausgebeutet, das ihren Schilderungen so viel Anziehungskraft und Relief verleiht. Auch sie haben sich meistens mit dem Schein begnügt, indem sie sich der Legenden, der fix-fertigen Wundergeschichten bedienten. So brachten sie die Vorstellung von leidenschaftslosen Menschen in Umlauf, von schönen Seelen ohne ein Fältchen, von verehrungswürdigen Hirten und im Gebet versunkenen Jungfrauen. Aber sah man denn nicht ein, dass sie

damit zugleich der wahren Grösse den Rücken drehen, dem eindringlichen Drama jener Existenzen, die mit wilder Heftigkeit geladen sind? Eine Prozession erscheint vielen wertvoller, als dieses einförmige, aber von Blitzen der Leidenschaft durchzuckte Dasein. Ein Kampf der Kühe hat mehr neuartigen Reiz für sie, als der Kampf der Menschen gegen die Armut. Der städtische Dichter, der in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt ist, denkt an eine unwirkliche Bäuerin, die vor einem Kruzifix am Wegrand kniet und auf das Wunder irgend eines Wandermönchs harrt. Den Kretin mit seinem üppigen Kropf lässt er die Zukunft voraussagen, denn dieser weiss in seiner Einfalt mehr als alle versammelten Weisen. Eine Menge solcher Geschichten gehen von einem Kaufladen zum andern und die Postkarten unterstützen kräftig diese Kunst und ihre Vorstellungen.

Dieses „seherische“ Wallis, dieses Gerstenzucker-Wallis der Bazars, Theater und Operette, dieses Wallis für eilige Reisende und rührselige Leserinnen nimmt allen Platz ein und bedeckt das andere Wallis, das wahre, authentische, geheime und einsame Wallis, das heroisch und oft brutal, das klug aber verschlossen ist; glühend, aber schüchtern; schüchtern, aber stolz und edel; ein Wallis, das entdeckt sein will, mit Geduld, mit Achtung und Liebe.

Es ist mir nicht möglich, in den wenigen Linien, die noch folgen, die ganze Grösse des Wallis fühlbar werden zu lassen, eine Grösse, die besteht aus Entsagung und Schweigen. Aber man sieht sogleich, dass wir hier mit zwei Gewalten zu rechnen haben. Die eine ist die des Landes selbst, die andere ist die der Menschen, welche das Land bewohnen: die Grösse der Bauern, diese wirklichste Grösse, die doch am schwersten zu zeigen ist.

Wir brauchen kaum von der Grösse des Landes zu sprechen, so sehr ist sie jedem gegenwärtig. Steigt auf eines jener Hochplateaus, die wie Logen eines Theaters sind, zum Beispiel auf die Riederalp, nach Zeneggen oder am besten nach Montana hinauf, da wird sich euch die mächtige Architektur der Walliser Hochtäler bis in alle Einzelheiten darbieten. Da haben wir vorerst das Mittelschiff der Kathedrale, die Ebene, die bald flach, bald bewegt erscheint, da und dort sticht ein Hügel hervor, um welchen der Fluss sich rauschend schlängelt. Die meisten die-

ser Hügel sind von Ruinen gekrönt, von heroischen Mauerstücken, Schiesscharten und Türmen. Die Vergangenheit steht noch Wache auf ihrem Posten; sie bleibt lebendig als Vorbild und als Symbol. In dieses Tal münden unzählige andere Täler, wie das Querschiff das Längsschiff der Kirche durchschneidet. Sie folgen einander in edler Anordnung, jedes bestrebt, keinem der andern zu gleichen. Ein jedes aber bekennt sich als Vasall derselben Herrscherin und bringt ihr den getreuen Tribut seiner Zugehörigkeit dar, dieses grüne oder gelbe Wasser, das sich in den Hauptfluss ergiesst, der Rhone einverleibt wird und als Strom dem Meere zufliesst. Der Blick dringt durch die Pforten von Anniviers oder Hérens, von Bagnes oder Visp, erhebt sich nach und nach von den Wiesen und Feldern, wo Dörfer wie Blumen erblühen, zu den dunkelblauen Wäldern, den verlassenen Alpweiden, empor zur Einsamkeit von Stein und Fels und den leuchtenden Gipfeln aus Schnee und Eis. Da beginnt das Masslose dieser Landschaft: riesige übermenschliche Räume, die wie zerwühlt und durcheinandergeworfen erscheinen, verschmelzen jenseits des Talausschnittes, verknüpfen sich wie Gewölberippen im Schlussstein des Chores und tragen auf ihren Säulen aus Gneiss das Gewicht einer unvergleichlichen Himmelskuppel, die jeden Tag die Sonne erstehen lässt und sie wieder verschlingt in ihren unergründlichen Tiefen. Die Grösse dieses Landes wird uns nicht nur greifbar durch seine Höhenzahlen, jene circa fünfzig „Viertausender“, die dem Gastgewerbe als Reklame dienen. Sie liegt vielmehr in dem harmonischen Spiel der Kräfte, das sich ergibt aus all diesen Kämmen, Türmchen, Blöcken, Eisflächen, Schneetälern, aus dieser steinernen Architektur mit ihren zauberhaften Linien voll Reinheit und Eleganz. Gerade von Montana aus sieht man wohl, dass eine Ordnung herrscht in diesem scheinbaren Chaos: die höchsten Gipfel werden durch Sockel vorgebaut, durch Stufen, über welchen sie mit unerreichbarer Vornehmheit thronen. Die wahren Alpinisten allein wissen, dass dieses Schauspiel weder gemalt noch beschrieben werden kann. Deshalb wenden sie den Blick ab, wenn sie eine Dent-Blanche aus Bleiweiss bewundern sollen, die so weich ist, dass sie zusammenzufallen droht und so vertraulich, die Wilde, dass man sie einzig erschaffen glaubt, um in diesen kleinen Holzrahmen hineinzupassen.

die.

Des 550

ar

Die andere Grösse ist sogar vielen von denen fremd, welche die hochgelegenen gewaltigen Orte aufsuchen. Es ist die Grösse der Seelen, die Grösse dieser finstern und schweigsamen Bauern, die ihr vielleicht hundertmal auf euern Wegen gekreuzt habt, neben denen ihr in der Schenke gesessen und die ihr gut zu kennen glaubt. Ich möchte fast sagen, die Quelle dieser Grösse liege in der Armut, in einer Armut, die weder die Folge der Faulheit, der Ausschweifung, noch der Dummheit ist, in einer Armut, die als natürliche Lebensbedingung dieser Menschen erscheint und ihnen auferlegt ist durch Erde und Himmel, durch eine Erde, die allzu geizig und eine Sonne, die allzu verschwenderisch ist. Freilich denke ich dabei an die Bergbauern, denn der Bewohner der Ebene sieht seine Mühe belohnt.

Ist es jedem klar, dass der Bergbauer in erster Linie die Kleinheit seines Feldes gegen sich hat, wenige Hänge, die sich zur Bebauung eignen; ferner die Armut des Bodens, da der Humus nur eine dünne Schicht bildet auf dem felsigen Grund, der vielerorts an der Oberfläche erscheint; und die Trockenheit eines Klimas, das ihn zwingt, die dünnste Wasserader zu fassen und auf das verdurstete Erdstück zu leiten; dann die Steilheit der Hänge, an denen die Erde bis in den Bergbach hinunterrutschen würde, wenn nicht jeder Einzelne vorsorglich Stützmauern errichtet hätte; endlich der lange Winter, der endlose Winter, die Kälte, schlechte Wege, Lawinen und die Vereinsamung?...

Wären die Walliser nicht eine mannhafte Rasse, eine Rasse von Kämpfern, die vor allem die Elemente zu besiegen hatten, so würden sie dieser feindlichen Verbindung aller Naturkräfte erliegen. Wer sich gehen lässt, wird zermalmt. Jeder weiss es und hat sich gewöhnt an ein Leben, das stets bis zum Heroismus angespannt ist. Unermüdlich ist er an der Arbeit, trägt die Erde seines Feldes wieder an Ort und Stelle, dämmt den Wald ein, der seine Weide überwuchert, baut die zerstörte Wasserleitung neu, bearbeitet um und um die Handvoll Erde, aus der er sein Brot ziehen muss; vom Morgendämmer bis zur Nacht geht er auf und ab, schafft im Schweisse seines Angesichts und kämpft. Dieses Drama muss man zuerst im Auge behalten, will man die Seele des Wallisers verstehen. Es ist das Drama der Armut, die den Menschen in Kampf mit den Elementen bringt, ihn stets in der Verteidigung erhält und ihm zugleich

jene Schüchternheit verleiht — denn schliesslich fühlt er sich klein und wehrlos diesen gewaltigen Kräften gegenüber — und auch jene verborgene Heftigkeit, die von Zeit zu Zeit ausbricht, an Wahlsonntagen in den engen Gassen, an andern Feiertagen, wenn zufällig der Wein rot durch die Adern glüht. Es ist ein Drama, das stets an epische Grösse grenzt, an ein Epos der Verzweiflung, gäbe nicht der Glaube an himmlischen Lohn all dieser Tapferkeit ihren Sinn. Der Katholizismus scheint auf das Mass dieser Armen zugeschnitten. Immer war die Kirche den Geringen und Demütigen am nächsten. Sie bietet jedem fleissigen Arbeiter ein Vorbild der Heiligkeit, das ihm fasslich ist. Sie lehrt die Grösse der Arbeit und der Demut. Ueber alles erhebt sie das Opfer, als Quelle jeglicher Liebe. Sie hat ein Gebet für jede Gelegenheit, Zeremonien für alle Tage. Diese Menschen können abstrakte Begriffe nicht gebrauchen. Sie wollen von Schutzengeln umgeben sein, denn sie sind ständig in Gefahr. Mit unendlicher Innigkeit blicken die Frauen auf zur Heiligen Jungfrau, die einfach und demutsvoll gewesen wie sie selbst, eine Arbeiterin und wie sie eine arme Mutter in Tränen.

Man fühlt wohl, dass wir nun schon weit entfernt sind vom banalen Wallis mit seinen schönen Trachten und alten Tänzen. Wir beginnen einzudringen in das Herz seines geheimen Lebens. Aber den Rest des Weges, das sehe ich, muss jeder für sich zu Ende gehen. Von diesem hohen Plateau von Montana, auf das wir uns begaben, um das Wallis zu betrachten, müssten wir nun auf den schmalen Pfaden hinuntersteigen, in die Dörfer, nach Lens, Icogne, Chermignon, den Fluss überqueren und auf der andern Seite die Täler wieder hinansteigen, die Häuser betreten, aber vorsichtig, um niemanden zu verscheuchen. Dann würden wir mit der Zeit Seelen finden, die weniger einfach, weniger banal sind, als wir gedacht hätten, im Gegenteil, sehr empfindsame, zärtlich bewegte oder leidenschaftlich durchwühlte Seelen, mit ihrer Hoffnung, ihrem Kummer, ihren Aengsten, mit schweren Sorgen, tiefen Neigungen und starkem Hass. Dann würden wir wohl das Spitzenhalstuch, die Rockfalten und Hutbänder vergessen und uns dieser reichen Menschlichkeit zuwenden, die so weit anziehender und lebendiger ist, als jene Figuren aus bemaltem Pappdeckel, denen wir unsere Bewunderung hätten schenken sollen...

(Uebersetzt von A. M. Ernst-Jelmoli)